

Entscheidend christlich ist, was alle Menschen eint!¹

Von Prof. Dr. Hans-Joachim Höhn, Köln

Wer am Heiligen Abend unterwegs sein muss, trifft auf den Straßen nur wenige Menschen. In den Fußgängerzonen spielt sich nichts mehr ab. Alles Leben scheint sich von draußen ins Innere der Häuser verzogen zu haben. Weihnachten wird da gefeiert, wo man „daheim“ ist. An den Feiertagen rücken die Familien zusammen. Wer jetzt allein ist, hat mit wehmütigen Erinnerungen zu kämpfen. Weihnachten und Geborgenheit – das muss zusammengehören. Wer einsam ist, den und die kann das heulende Elend überkommen. Weihnachten ist auch ein bitteres Fest. Es macht vielen Zeitgenossen bewusst, was sie zum Leben bitter nötig haben. Jede Not lässt sich lindern, wenn Menschen sich zusammentun und gemeinsame Sache machen. Was jede Not noch vermehrt, ist das Vereinsamen, das Ausgeschlossenensein.

An Weihnachten kann auch aufgehen, was Religionskritiker stets behaupten, aber vielleicht anders meinen: der Himmel ist leer. Gott ist nicht mehr „über“ den Menschen, sondern „unter“ ihnen zu finden. Gott und Mensch rücken zusammen und machen gemeinsame Sache. In der „heiligen Nacht“ wird der Unterschied von Himmel und Erde aufgehoben. Aber auch ein anderer religionskritischer Gedanke drängt sich auf: Gott ist in der Welt fehl am Platze. Die Weihnachtsgeschichte gibt ihm Recht: Selbst ein Gott, der sich klein gemacht hat, ist offensichtlich noch zu groß für Menschen, die den Unterschied von „oben“ und unten“ nicht aufgeben wollen. Sie wollen ihm keine Herberge bieten. Eine Aufenthaltsberechtigung wird ihm verweigert. Auch der Stall mit Ochs und Esel ist kein dauerhaftes Asyl. Auf die Krippenromantik folgt unversehens die dramatische Flucht der „heiligen Familie“ nach Ägypten. Sie geht ins Exil, ins Ausland, zu den Andersgläubigen und findet dort jene Bleibe, die ihr im eigenen Land vorenthalten wird.

Die Weihnachtsgeschichte ist ein Lehrstück davon, was Menschen gewinnen können, wenn sie zusammenrücken. Und sie erzählt davon, was sie verlieren, wenn sie den Kreis der Zugehörigkeit zu eng machen. Die Lektion dieser Geschichte lässt sich leicht politisch und sozialkritisch ausmünzen. Sie hat aber ebenso eine religionskritische Spitze. Im Verhältnis der Religionen und Konfessionen werden seit einiger Zeit vermehrt Unterschiede herausgestellt. Seitdem das Denken der

¹ Eine Kurzfassung dieses Artikels erscheint im Kölner Stadt-Anzeiger (www.ksta.de).

Unternehmensberater die Kirchenleitungen beeinflusst, sind diese zunehmend darauf bedacht, ihr „Kerngeschäft“ zu pflegen und sich mit „Alleinstellungsmerkmalen“ auszustatten. Sie stellen an sich selbst Qualitäten heraus, die sie anderen Anbietern auf dem Markt der Weltanschauungen bestreiten. Da ihnen aber das Denken in den Kategorien des Marktes und der Konkurrenz nicht ganz geheuer ist, schieben die Kirchenoberen für ihre Strategien der Abgrenzung und Überbietung gern eine theologische Rechtfertigung hinterher. Dazu gehört etwa die Beteuerung, nur in den jeweils eigenen Reihen sei es möglich, die Sache des Evangeliums „unverkürzt“ zu vertreten. Ökumene? Ja, aber bitte ohne Verlust konfessioneller Konturen! Dialog der Religionen? Ja, aber bitte ohne Verzicht auf das „unterscheidend“ Christliche! Unterschiede im Gottesbild lassen nun mal nicht zu, mit anderen Religionen einen gemeinsamen Gottesdienst zu feiern. Selbst im Blick auf ihr soziales Engagement hören Christen von ihren besorgten Oberhirten immer wieder, dass sie bei aller Offenheit für Andersdenkende stets etwas Eigenes sein und sagen sollen.

Auf den ersten Blick scheint dies eine selbstverständliche Dialogbedingung zu sein. Ein Gespräch lebt davon, dass alle Beteiligten etwas Eigenes einbringen und dieses Eigene sollte gegenüber Anderen etwas Verschiedenes sein. Diese Dialogregel kann aber auch den frühzeitigen Dialogabbruch programmieren. Die Betonung des Verschiedenen führt dazu, sich nicht mit dem Eigenen im Anderen zu identifizieren und das Gemeinsame zu verkennen. Das Verschiedene ist stets dasjenige, worin der Andere mir nicht gleicht und worin er mir nicht gleich ist. Das Verschiedene wird dann rasch zum Vorwand, um Ungleichheiten zu betonen und zu pflegen. Offenkundig wird bei dieser Strategie, sich im weltanschaulichen Pluralismus behaupten zu wollen, vorausgesetzt, dass die Identität der Kirche nur durch die Markierung einer Differenz verdeutlicht werden kann. Man sorgt sich um die Identität jener, die (noch) zur Kirche gehören, und stärkt diese durch die Verstärkung einer Differenz zu den „Außenstehenden“. Identität „nach innen“ wird hier durch eine Differenz „nach außen“ gefestigt. Kindergärten in kirchlicher Trägerschaft werden daher mit einer Konfessionsquote ausgestattet, die erst erfüllt sein muss, ehe die Kinder von Anders- oder Nichtgläubigen aufgenommen werden. In diesem Stil soziale und religiöse Eigenbrötelei zu pflegen, ist aber keine angemessene Weise, Öffentlichkeitsarbeit für das Evangelium zu betreiben. Die Kirche mag angesichts sinkender Mitgliedszahlen kleiner werden. Sie kann es sich

aber vom Evangelium her nicht erlauben, in Fragen des solidarischen Miteinanders kleinlich zu werden.

Für den Dialog der Religionen ist die Berufung auf das „unterscheidend“ Christliche nicht weniger zwiespältig. Sich lediglich von anderen zu unterscheiden, ist für Christen nicht bereits das Entscheidende an ihrem Glauben. Das „entscheidend“ Christliche ist nicht ohne weiteres identisch mit Unterschieden, die gegenüber Anders- und Nichtgläubigen herausgestellt werden. Das entscheidend Christliche besteht in der Botschaft, dass alle Menschen unterschiedslos Adressaten einer unbedingten Zuwendung Gottes sind. Darin liegt seine Identität. Wer dagegen Identität durch Unterschiede definiert, muss immer auch ausscheiden und ausschließen. Wer aber allein durch den Vorgang des Ausschließens seine Identität wahren will, gerät in die Nähe zur Ideologie. Ideologien schließen sich in ihrer Lehre und Absicht gegenseitig aus und bestehen aus nichts anderem als aus der Absicht, ihre eigenen Anhänger durch die Bestimmung von Unterschieden zu anderen besser dastehen zu lassen. Wer undifferenziert mit Unterschieden hantiert, arbeitet jenen zu, die daraus Diskriminierungen machen.

Angesichts der unterschiedslosen Zuwendung Gottes zu allen Menschen gibt es aber keine Verschiedenheit unter den Menschen, die nicht von einer größeren Gemeinsamkeit umgriffen wird. Gewiss ist es nicht redlich, im interreligiösen Dialog bestehende Unterschiede auszublenden. Aber noch unredlicher ist es, das ungleich höhere Maß an Gemeinsamkeiten zu verkennen. Entscheidend christlich ist es, das herauszustellen, was alle Menschen eint. Gerade die Orientierung an alle Menschen Verbindenden motiviert Christen auch zum Einsatz für Menschenrechte und das (soziale und religiöse) Gemeinwohl. Einzig diese Orientierung macht sie unterscheidbar von sozialen und religiösen Bewegungen, die nur Lobbyarbeit für sich selbst betreiben und partikulare Interessen vertreten.